



Janine Burke

Nest

Kunstwerke der Natur

ISBN 978-3-96006-011-6

192 Seiten, 13 x 20,5 cm, 20 Euro

oekom verlag, München 2017

©oekom verlag 2017

www.oekom.de

Im Museum

Als Naturforscher bin ich eine Amateurin. Ausgebildet wurde ich als Kunsthistorikerin, nicht als Naturwissenschaftlerin. Alles, was ich über Vögel weiß, lernte ich durch Beobachtungen – oft ganz gewöhnlicher Natur, in der Vorstadt oder in den Ferien auf dem Land – sowie beim Lesen oder durch Natursendungen im Fernsehen.

Vor nicht allzu langer Zeit kaufte ich mir mein erstes Fernglas. Mit zunehmendem Interesse wurden auch meine Augen schärfer. Auf Reisen durch Europa, Amerika, Australien und Afrika habe ich mit wachsender Faszination und Bewunderung Vögel beobachtet – und nahm mit Schrecken ihre schwindende Zahl zur Kenntnis. So gibt es zum Beispiel im Stadtzentrum Londons keine Spatzen mehr, denn die Insekten, mit denen sie ihre Jungen füttern, sind verschwunden, also mussten auch die Spatzen die Stadt verlassen.

Tauben dagegen kommen im modernen Großstadttreiben gut zurecht, man kann sie oft unmittelbar neben sich die Straße entlangtrippeln sehen – unsere etwas verwahrlosten Mitbürger. Der italienische Schriftsteller Italo Calvino geriet beim Thema Tauben in Raserei, er erklärte, sie seien »degenerierte Abkömmlinge, schmutzig und infektiös, weder wild noch domestiziert«, und klagte, der Himmel von Rom würde von ihnen beherrscht.¹

Aber wir sollten nicht allzu verächtlich auf diese Tiere herabschauen. Ihre Fähigkeiten als Überbringer von Nachrichten

trugen bei der Schlacht von Marne im Jahre 1914 zum Sieg der Franzosen über die Deutschen bei, und während des Zweiten Weltkrieges gründete das Luftfahrtministerium der britischen Armee eine Taubenabteilung – einigen Vertretern dieses Schwarms wurden sogar Tapferkeitsmedaillen verliehen.

Wir neigen dazu, Vögel als selbstverständlich anzusehen, als Teil der Landschaft oder unserer Nachbarschaft. Doch sind sie nicht mehr da, ist der Himmel leer und ihr Fehlen ist sicht- und spürbar: Schönheit und Anmut, lebhaftes Geschnatter oder eindringliches Kreischen sind einer beunruhigenden Stille gewichen. Die Anwesenheit von Vögeln steht für die Gesundheit eines Lebensraums. Durch sie kommen wir der wilden Natur nahe.

Das jeweilige Leben der Vögel hat wenig mit uns direkt zu tun. Sie nehmen uns manchmal als Raubtiere wahr; abgesehen davon können sie auf unseren Anblick jedoch getrost verzichten. Sie brauchen uns nicht. Wir haben ihnen nichts beizubringen – obwohl wir ihnen durchaus nützen können. Ich lebe im wahrsten Sinne mit Vögeln zusammen: Eine Familie von Hirtenstaren (*Acridotheres tristis*) hat sich in der Wandlüftung zu meinem Arbeitszimmer ein Nest gebaut. Eine ausgezeichnete Position im zweiten Stock, sie ermöglicht den unverstellten Ausblick auf das umgebende Terrain, Meeresbrise und Unterschlupf in einem. *Standort, Standort, Standort*: Das könnte ein Vogelmotto sein.

Die in den 1860ern aus Südindien nach Australien eingeschleppten Hirtenstare sind aufgrund ihres aggressiven Verhaltens eher unbeliebt. Die gelben Flecken nackter Haut um ihre stechenden Augen ähneln einer Banditenmaske. Einmal sah ich, wie eine Gruppe Hirtenstare meinen Kater Prospero auf der Vordertreppe meines Wohnblocks im Sturzflug angriff. Ich weiß



Turteltaube
(*Streptopelia turtur*)

nicht, ob sie ihm begangene Verbrechen heimzahlen oder ihn vorwarnen wollten, aber eine Zeit lang mied er die Vordertreppe.

Wenn ich mich im Hof aufhalte, die Wäsche aufhänge oder ins Auto steige, versammeln sich die Mainas oft auf dem Dach und kreischen mich an. Ich schreie zurück: »Ich bin eure Hausherrin! Wie könnt ihr es wagen! Ich werfe euch raus!« Tatsächlich leben wir nun aber schon seit Jahren einträchtig zusammen. Die Nähe zueinander hat meine Einstellung ihnen gegenüber herzlicher gemacht. Ihr wildes Temperament zeigen sie nur nach außen, angesichts von wirklichen oder empfundenen Gefahren. Zu Hause in ihrem Nest, beim friedlichen morgendlichen und abendlichen Austausch, sind ihre Töne lieblich.

So wie die Hirtenstare haben sich viele Vogelarten an unsere Lebensstrukturen angepasst. Hirtenstare gehen lebenslange Partnerschaften ein, und meine Nachbarn scheinen ein glückliches Paar zu sein. Bestimmt hören sie mich, wenn ich auf meiner Tastatur herumklappere, ans Telefon gehe, Sätze laut vorlese und fluche, wenn mir Wörter nicht einfallen, aber ich stelle keine Gefahr für sie dar. Wir lauschen unseren fremden Äußerungen, ohne sie zu verstehen, aber auch, ohne Einwände zu erheben.

Wo haben Schwalben gelebt, bevor es Häuser gab? Am einfachsten kann man ihre eleganten Schlambauten ausfindig machen, indem man den Dachüberhang seines Hauses oder anderer vertikaler Konstruktionen absucht. Vielleicht fällt einem dort, befestigt an der Wand und im Schutz eines überstehenden Balkens, ein adretter, dreieckiger Hohlbau auf. Vielleicht entdeckt man auch ein Paar kluger Augen, die zurückblicken, oder die Spitze eines blau-schwarz gefiederten Schwanzes. Schwalben

renovieren ihre Nester, oft kehrt ein Paar nach der alljährlichen Migration zurück, um auszubessern und zu brüten.

Die Lage des Nests wirkt oft gefährlich exponiert. An einer Wand neben der Cafeteria der Monash Universität in Melbourne, wo ich arbeite, hängt ein Schwalbennest. Tagsüber ist der unterirdische, in fluoreszierendes Licht getauchte Durchgang laut, ein Hauptverkehrsweg der Hochschulpassanten. Das Nest sieht, zwei Meter über dem Boden hängend, zerbrechlich aus; schon der Besen einer eifrigen Reinigungskraft oder das Wurfgeschoss eines übermütigen Studenten könnte ihm gefährlich werden oder es gar abschlagen. Ängstlich näherte ich mich dem Nest und bin jedes Mal erleichtert, es unversehrt vorzufinden. Tatsächlich ist es einfach, Nestern gegenüber Beschützerinstinkte zu hegen: Sie sind beeindruckende kleine Wunder der Baukunst.

Die Schwalbennester im Elsternwick Park in der Nähe meiner Wohnung dagegen finde ich kaum, sie sind zu gut versteckt. Aber ich weiß ungefähr, wo sie liegen, denn die Schwalben umkreisen mich, wenn ich mich dem Nest nähere mit schwindelerregender Schnelligkeit – eine Taktik, um Eindringlinge zu desorientieren. Schwalben sind zwar keine aggressiven Vögel, aber wenn Dutzende von ihnen einem Beine und Gesicht umschwirren, können sie einen ganz schön aus der Fassung bringen.

Das feuchte, tief unten am Meer gelegene Elwood war einst ein Sumpfgebiet, und wie ein Großteil der Vorstadt ist der Elsternwick Park Land, das der Natur abgetrotzt wurde. Auf dem breiten grünen Streifen, der von Eukalyptusbäumen umringt ist, gibt es eine Kinderspielanlage, Sportplätze und einen künstlichen See, der von Enten und einer Familie Schwarzschwäne

(*Cygnus atratus*) bewohnt wird. (Der See war angelegt worden, um das Hochwasser in den Griff zu kriegen, das Elwood regelmäßig heimsuchte. Im 19. Jahrhundert, bevor die Brücken gebaut wurden, ertranken darin nachts oft Leute, die von Elwood nach St. Kilda wollten. Sie legten mit Blick auf die Lichter der Barkly Street ab – und das war das Letzte, was man von ihnen wusste.)

Obwohl es so aussieht, als sei der Park fest in der Hand von Sportlern und Hundebesitzern, sind die Schwäne die wahre Attraktion. Sie werden von den Ortsansässigen wie Gottheiten verehrt, die sie ehrfürchtig bestaunen, wenn die Familie, prachtvoll dahingleitend, nacheinander ihr schilfumschlossenes Nest auf der Insel verlässt. Vor zwei Wintern, als das Weibchen von einem Hund angegriffen wurde, der den Zaun um den See überwunden hatte, ging ein tiefer Aufschrei durch die Gemeinde. Der Hund und sein unglückseliger Besitzer wurden mit Ächtung und Vergeltung bedroht. Tatsächlich überlebte die Schwänin zunächst ihre Verletzungen. Doch der Schock und die schreckliche, unauslöschliche Erinnerung daran, was ihr widerfahren war, ließen sie wochenlang dahinsiechen und brachten sie schließlich um. Schwäne sind ihren Partnern ein Leben lang treu, und das Männchen blieb bei der gemeinsamen Brut, der stolze Witwer des Sees.

Die Perlhalstauben (*Streptopelia chinensis*), die bei mir Quartier bezogen hatten, musste ich dagegen leider vertreiben. Mit ihren gepunkteten Halsbinden, ihren grau-altrosa Federn und ihrem melodiosen Gurren sind die Tauben hübscher als viele ihrer gewöhnlichen Cousins. Ein Paar landete auf meinem Balkon und beschloss, seine Behausung auf der Aluminiumverschalung der Klimaanlage zu errichten. Der Kasten ist schmal und glatt, doch die Tauben waren fest entschlossen, dort ein Nest zu bauen.

Der Standort ist durchaus gut, hoch gelegen und sonnig. Tagelang schafften die Tauben Grashalme herbei, die sie auf der Verschalung ablegten. Die Halme rutschten jedoch immer wieder ab. In der Gegenwart von Vögeln ist es ratsam, umsichtig zu sein und sich leise zu bewegen, damit man sie nicht in Aufregung versetzt. Aber nachdem ich mir die unfruchtbaren Nestbauversuche dieses Paares eine Zeit lang angesehen hatte und es satt war, Grashalme aufzulesen, machte ich ihnen lauthals Vorhaltungen, woraufhin sie mit schockierten Mienen davonflogen.

Es liegt mir nichts daran, Vögel zu sentimentalisieren. Die meisten sind keine sanften, gelassenen Kreaturen, sondern Kämpfer und Raubtiere, wildentschlossene Verteidiger ihrer Territorien. Isaac Watts, der Prediger aus dem 18. Jahrhundert, der das reizlose Sprichwort geprägt hat »Birds in their little nests agree«, (deutsch: »Vögel in ihren kleinen Nestern sind sich einig«, was in etwa bedeutet, dass, wer zusammenlebt, tunlichst danach trachten sollte, friedlich miteinander zu leben, Anm. d. Übers.), verbrachte offensichtlich wenig Zeit damit, Vögel zu beobachten.

Einige Kuckucksarten haben die unschöne Angewohnheit, ihre Eier in die Nester kleinerer Vögel zu legen. Wenn das Kuckucksjunge schlüpft, monströs, blind und ohne Federn, schubst es die anderen Eier aus dem Nest und tyrannisiert seine Adoptiveltern, bis es Futter bekommt.

Nachkommen des Lachenden Hans (*Dacelo novaeguineae* oder Jägerliest) töten häufig ihre Brüder und Schwestern. Bei manchen Vögeln werden Hierarchien grausam und ohne Anteilnahme umgesetzt, und die Strafen, die Jungen, Alten oder Verletzten dro-

hen, sind manchmal brutal. Hühner und Enten können Tyrannen sein, die ihren Untergebenen die Nacken wund hacken.

Ich war gerade mit einem Freund in den St.-Kilda-Blessington-Gärten beim Picknicken, als er mich auf eine Versammlung weißer Enten mit goldenen Schnäbeln und makellosem Gefieder aufmerksam machte, die hochmütig, aber ulkig über die Wiese stolzierten. Mir fiel der Nachzügler der Gruppe auf, ein isoliertes Exemplar, das zu gehemmt schien, die anderen zu begleiten. Sein empfindlicher, rosafarbener und pickliger Nacken war infolge der Attacken seiner Gefährten federlos. Sein Schicksal sei besiegelt, erklärte ich, und es sei unwahrscheinlich, dass der Erpel jemals gleiche Gesellschaft, Nahrung oder Fortpflanzungsrechte genießen würde wie die anderen. Mein Freund gab zurück, ich hätte unser Picknick ruiniert.

Am Strand von Elwood beobachtete ich einmal, wie eine Silberkopfmöwe (*Chroicocephalus novaehollandiae*) sich ihrem im Sand dösenden Nachbarn zuwandte und ihm ohne Anlass mit aller Kraft den Schnabel in die Brust rammte.

In der Nähe meiner Wohnung fließt ein schmaler Kanal durch eine grüne Au, die reich an Eukalyptus und einheimischen Blütenpflanzen ist. In diesem kleinen Paradies kämpfen Honigfresser und Mainas, Flötenvögel (*Gymnorhina tibicen*) und Drosselstelzen (*Grallina cyanoleuca*, heute: Stelzenmonarch) um die Vorherrschaft; manchmal sieht es so aus, als ginge es ihnen einzig und allein um das schiere Vergnügen, zu kreischen und umherzuschießen, wie Kampfflugzeuge, die herausfinden wollen, wer schneller, fieser und lauter ist. Wenn ich sehe, wie die Mainas um mein Auto flitzen und sausen, einfach aus Lust daran, sich mit seiner Geschwindigkeit zu messen, frage ich mich, ob sie



Lachender Hans
(*Dacelo novaeguineae*)

Autos für fremdartige, bodennahe Vögel halten. An windigen Tagen, wenn die Vögel auf den Luftströmungen reiten und am Himmel umhergeschleudert werden, sind sie Abenteurer auf der Suche nach Nervenkitzel und offenbaren das sorglose Selbstvertrauen wahrer Könner.

Flötenvögel, die »australischen Elstern«, sind hingebungsvolle Eltern und füttern ihre Jungen, die ihnen nach dem Flüggewerden in puncto Körpergröße ebenbürtig sind, mit viel Geduld. Die Jungen verfolgen die Erwachsenen und betteln um Futter, wie sie es im Nest taten, und die Eltern fügen sich. Doch wenn die Jungen erwachsen sind, werden sie von ihren Eltern aus dem Nistterritorium vertrieben, mit der ganzen Kraft ihrer messerscharfen Schnäbel und ihrer bedrohlich wirkenden Schnelligkeit. Das herrliche Tagelied der Flötenvögel ließe sich dann in etwa übersetzen mit: »*Verswinde von hier! Dies ist mein Territorium.*« Im Winter finden auf dem Sportplatz gegenüber meiner Wohnung Footballspiele statt. Die Flötenvögel, die der Meinung sind, der Platz gehöre ihnen, sitzen auf einem hohen Beleuchtungsmast und beobachten verwirrt die umherrennenden, schreienden Menschen, die ihr Land besetzen. Nach einigen halbherzigen Versuchen, sie zu vertreiben, ziehen sich die zahlenmäßig unterlegenen Vögel auf die Beleuchtungsmasten zurück und warten.

Vögel sind Pragmatiker. Eines Abends entdeckte ich im Nachbarsgarten eine große, getigerte und anmutige Katze, die mit vor Aufregung zuckendem Schwanz ein federloses Flötenvögeljunges betrachtete, das auf und ab sprang und nutzlos mit den Flügeln schlug. Das Junge war irgendwo in der Nähe aus dem Nest gefallen. Ich verscheuchte die Katze und versuchte den Vogel zu fangen, als aus heiterem Himmel ein Elterntier her-

beiflog und die Katze und mich anvisierte. Ich hoffte, der Vogel würde die Katze vertreiben, damit ich das Junge fangen konnte. Doch der Erwachsenenvogel schätzte mit einigen weiteren Flugrunden die Situation ein und verschwand himmelwärts. Die Katze, das Küken und ich sahen ihm mit deutlich gemischten Gefühlen hinterher. Vielleicht war die Entscheidung des Elternvogels richtig. Ich schaffte es, mir die Katze vom Leib zu halten und den Jungvogel mit meiner Einkaufstasche zu fangen. Sobald ich die Tasche über seinen Kopf gestülpt hatte, hörte er auf, sich zu wehren und zu quäken, und verhielt sich völlig ruhig. Stellte er sich tot? Beim Tierarzt am nächsten Morgen wurde mir versichert, er sei in Ordnung und dass ein Förster ihn versorgen würde, bis er wieder ausgesetzt werden konnte. Der junge Vogel hatte die Nacht in einem eingekerbten Wäschekorb auf meinem Balkon verbracht, mit einem Buch als Deckel. Wenigstens würde er einer Zukunft entgehen, in der er von seinen Eltern hinausgeworfen würde, sobald sie ihn als alt genug ansahen, sich selbst zu verteidigen.

Städte mögen für Vögel unwirtlich sein, dennoch können sie einige Vorteile bieten und die veränderte Ernährung ändert manchmal auch ihr Verhalten. Stadtkrähen, die zielgerichtet durch die Straßen stolzieren und fressen, was sie finden, sind artiger als ihre Cousins vom Land, die die Augen eines sterbenden Lammes herauspicken, bevor sie sich an seinem Fleisch laben. Die breite Palette an Nahrung, die in der Stadt verfügbar ist, macht ein solches raubtierhaftes Verhalten unnötig. Manche Vögel nutzen unsere Straßen auch als Karten. Wenn die Möwen, die sich in Melbournes Stadtmitte treffen, beschließen, in

Richtung Port Phillip Bay zum Meer zu fliegen, nutzen sie den Boulevard der St. Kilda Street und biegen in der Nähe von South Melbourne rechts ab. Möglich, dass sie zum Festmahl wollen, das St. Kilda aufischt: ein lärmender, geschäftiger Touristenstreifen mit Strandcafés und Fast-Food-Restaurants. (Preisfrage: Was ist lauter als eine Möwe, die nach Essen schreit?) Der Schwarm könnte jedoch auch auf altmodische Art jagen gehen und sich holen, was das Meer zu bieten hat.

Möwen sind Gelegenheitsbaumeister. Auf einem Felsporn auf der Insel Cockatoo im Hafen von Sydney sah ich eine Kolonie Silberkopfmöwen, deren Nester kaum mehr waren als ein Trümmerhäufchen aus Zweigen auf kotbespritztem Terrain. Die Möwen fühlten sich hier trotzdem so wohl und geborgen, dass ein über den Zaun äugender Mensch nicht einmal ein alarmiertes Flattern auslöste, während sie sich um ihre Küken kümmerten, die braun und fluffig waren wie Spatzen. Möwen ist ein Leben in den Lüften offensichtlich viel wichtiger als arbeitsintensive Designprojekte.

Natürlich sind Vögel nicht die einzigen Tiere, die Nester errichten: Weibliche Alligatoren graben Löcher in die feuchte Erde, um ihre Jungen auszubrüten. Termitenhügel stehen meterhoch in der Wüste herum wie bizarre, aus Schlamm gemeißelte Totems. Die Architektur des Bienenstocks ist ein süßer, goldener und summender Komplex. Wespen und Kaninchen, Fische und Schlangen, Schildkröten und Igel bauen eine Vielzahl unterschiedlichster Nester. Sogar Schimpansen konstruieren Betten aus Zweigen, wenn es in ihren Domizilen in den Baumwipfeln Nacht wird. Bei Regen ergänzen sie diese mit einem Dach aus

Blättern. Andererseits bauen nicht alle Vögel Nester – manche ziehen in das verlassene Nest einer anderen Tierart, manche nutzen einen Felsvorsprung als Behausung.

Vor langer Zeit, als die Menschen noch ein viel ländlicheres Leben führten, waren Vögelbeobachten und Nestersuchen integrale Bestandteile der Kindheit. Jungen und manchmal auch Mädchen kletterten auf Bäume, um Nester unter die Lupe zu nehmen, und vielleicht auch, um die Eier und das Nest zu stehlen, um Schabernack damit zu treiben. Wie soll man Nester wertschätzen, wenn man sie nicht sehen kann? Wo bekommt man heutzutage überhaupt noch welche zu Gesicht?

Ich selbst hielt 2010 zum ersten Mal ein Nest in der Hand, im Museum von Melbourne. Es war eine erstaunliche und außerordentliche Erfahrung. Das Nest war filigran und wunderschön. Als Kunsthistorikerin bin ich an das Regelwerk gewöhnt, das die Bewahrung wertvoller Gegenstände begleitet, ob es nun Malereien, Manuskripte oder Fotografien sind. Je angesehener die Institution und je seltener das Objekt, desto strenger sind die Regeln. Ich will das nicht kritisieren: Sammlungen brauchen Pflege. Es herrscht eine bestimmte Etikette, wenn man Kunstwerke besichtigen oder sie handhaben will, fast so, als folge man einer formalen Einladung zum Essen. Zuerst betritt man einen sauberen, schallgedämpften, temperaturkontrollierten Raum. Dann bedeutet einem der Kurator, wo man sitzen soll, und bietet einem ein Paar weißer Baumwollhandschuhe an, damit man mit seinen schmuddeligen Fingern das Kunstwerk nicht beschmiert. Dann wird eine Schatzkiste vor einen hingestellt. Manchmal darf man nicht einmal den Deckel anheben.